



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Liebrich, Karl: Zur Lebensbeschreibung Heinrichs von Kleist : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Freunde in Halle verweilen. Da rief ihn unterwegs ein rascher Tod ab. Er starb am 21. Juli in Ansbach, an einem Orte, von welchem einst das Hohenzollernhaus den Gang in die Marken angetreten hatte. In Berlin ward er am 24. Juli bestattet.

Ein kurzer Nachruf einer Zeitung nennt Duncker einen von den Aufrechten. Es war dies in dem dankbaren Bewußtsein von der Kraft, die Gott in ihn gelegt hatte, er war es noch mehr in der abweisenden Vornehmheit, welche er aller Niedrigkeit und Unlauterkeit entgegensetzte, am meisten aber in der Hoffnung und dem Vertrauen auf den Sieg der idealen Sache, der er sein ganzes Leben widmete. Aber neben dieser Stattlichkeit seines Wesens, von der auch seine äußere Erscheinung zeugte, ging die Bescheidenheit her, welche das eigne Verdienst gering achtet und billig auch den Wert des Mitstreibenden, selbst des Widersachers würdigt. Wie er treu und hingebend war für sein Amt und seine Lebensaufgabe, so bewährte er sich auch an denen, die zu ihm standen und ihm befreundet waren; vielen hat er in uneigennützigter Hilfsbereitschaft den Weg in das Leben erschlossen, durch das Leben geebnet. Dabei ward es ihm nicht schwer, Kränkungen zu vergessen, während er die Erinnerung an jeden noch so kleinen Dienst oder Liebesbeweis festhielt. Und zu all dem reichen Wissen, dem vielseitigen Können, dem hochgerichteten, ernstesten Willen hatte ihm die Vorsehung den Schmuck der natürlichen Herzensfreundlichkeit, das Behagen an heiterem Verkehr verliehen. Es ist eine Gunst des Geschickes, einem solchen Manne nahegestanden zu haben. Jeder, dem sie zu Teil geworden ist, wird mit uns sein Andenken in treuer Dankbarkeit, Liebe und Verehrung bewahren.

Halle a. S.

Otto Nasemann.



Zur Lebensbeschreibung Heinrichs von Kleist.

Von Karl Liebrich.

(Schluß.)



Es wurde zuletzt gesagt, daß das ursprüngliche und bestimmende Moment von Kleists Reise das ideale gewesen sei. Um dies zu beweisen, muß auf die dichterischen Pfade, die Kleist zu dieser Zeit wandelt, hingedeutet werden. Vor seiner Abreise übergibt er der Braut ein Gedicht, welches beginnt:

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erntetag sich selbst bereiten
Und Thaten in die offenen Furchen streuen.

Er soll des Glückes heil'gen Tempel sich
 Nicht mit Hermeos Caduceus*) öffnen,
 Nicht wie ein Nabob seinen trägen Arm
 Nach der Erfüllung jedes Wunsches strecken.
 Er soll mit Etwas den Genuß erkaufen,
 Wär's auch mit des Genusses Sehnsucht nur.

An sechs Beispielen lehrt dann der Dichter, daß jeder Erfolg nur aus Anstrengungen erwächst, daß jedes Glück der Preis mühevoller Arbeit ist.

Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch und wendet
 Die Scheibe seiner Brust dem Pfeile zu;
 Der Jäger muß in Feld und Wald ihn suchen,
 Wenn er daheim mit Beute kehren will.
 Er muß mit jedem Halme sich beraten,
 Ob er des Hirsches leichte Schenkel trug,
 An jedes Baums entreiftem Aste prüfen,
 Ob ihn sein königlich Geweih berührt.
 Er muß die Spur durch Thal und Berg verfolgen,
 Sich rastlos durch des Moores Gestrüppe drehn,
 Sich auf des Felsens Gipfel schwingen, sich
 Hinab in tiefer Schlinge Absturz stürzen,
 Bis in der Wildnis dicksten Mitternacht
 Er kraftlos neben seine Beute sinkt u. s. w.

Der Dichter schließt mit einer deutlichen Beziehung auf sich selbst und Wilhelmine:

Auch zu der Liebe schwimmt nicht stets das Glück,
 Wie zu dem Kaufmann nicht der Indus schwimmt.
 Sie muß sich ruhig in des Lebens Schiff
 Des Schicksals wildem Meere anvertraun,
 Dem Wind des Zufalls seine Segel öffnen,
 Es an der Hoffnung Steuerruder lenken,
 Und, stürmt es, vor der Treue Anker gehn.
 Sie muß des Wankelmutes Sandbank meiden,
 Geschickt des Mißtrauns spitzen Fels umgehn,
 Und mit des Schicksals wilden Wogen kämpfen,
 Bis in des Glückes sichern Port sie läuft.

Mit diesem Gedichte verfolgte Kleist den doppelten Zweck, sich selbst für sein Unternehmen zu ermutigen und die Braut zum Vertrauen auf ihn zu ermahnen. Welche Bedeutung er dem Gedichte beilegte, geht daraus hervor, daß er selbst ein Exemplar desselben mit auf die Reise nahm und Wilhelminen eins zurückließ; sein Exemplar war von ihrer Hand geschrieben, das ihrige von seiner. So betrachtete er das Gedicht als den Talisman, der ihn vor Ermattung in seinem Streben und sie vor Beunruhigung über sein geheimnisvolles Thun bewahren sollte. Auch in den Briefen kommt er auf das Gedicht zu sprechen.

*) Merkurs Zauberstab, der alle Schlösser löste. (Anmerkung Kleists.)

„Sich dem blinden Zufall überlassen und warten, ob er uns endlich in den Hafen des Glückes führen wird, das war nichts für mich. Ich war dir und mir schuldig, zu handeln. »Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt« u. s. w. »Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar« u. s. w. Das sind herrliche, wahre Gedanken.*) Ich habe sie oft durchgelesen, und sie scheinen mir so ganz aus deiner Seele genommen, daß deine Schrift das übrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem andern, als von dir. So oft ich es wieder lese, fühle ich mich gestärkt selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn fest mit Zuversicht meinem Ziele entgegen.“ Der Umstand, daß die Selbstermutigung in gebundenen Worten abgefaßt ist, hat sicherlich eine tiefere Bedeutung. Der Gedanke des Gedichts, daß jeder Erfolg nur mit Einsetzung aller Kräfte erzielt werden könne, ist ja ein Gemeinplatz; hätte Kleist sich zu irgendeinem praktischen Zwecke des Lebens anreizen wollen, so hätte er des Gedichts, als einer immerfließenden Quelle der Stärkung, nicht bedurft. Darauf kommt es an, daß eine selbstverständliche Weisheit nur in der dichterischen Form, die er selbst ihr gegeben hat, eine volle Wirkung auf ihn ausübt. So müssen wir in dem „Größten,“ wovon er in unmittelbarem Anschluß an die Worte des Gedichtes spricht, eben jenes „höhere“ Ziel erblicken, zu welchem ihn von Jugend auf sein Genius fortreißt; zum mindesten ist es sicher, daß Kleist über das reale Mittel hinaus zu dem idealen Zwecke emporblickt. Das tiefe Pathos seiner Sprache beweist, daß seine ganze Seele dem Ziel entgegenglüht, und für ein ausschließlich praktisches Interesse hat sich Kleist zu keiner Zeit seines Lebens erwärmen, viel weniger begeistern können.

Um die poetischen Interessen unsers Dichters weiter zu verfolgen, ist es wichtig, zu beobachten, welche Rolle die Schillerschen Dramen bei ihm spielen. „Wallenstein“ war, als Kleist nach Berlin kam, gerade im Druck erschienen. In dem ersten Briefe schreibt Heinrich an die Braut: „Mein dritter Gang war in den Buchladen, wo ich den Wallenstein von Schiller — du freust dich doch? — für dich kaufte. Lies ihn, liebes Mädchen, ich werde ihn auch lesen. So werden sich unsre Seelen in dem dritten Gegenstande zusammentreffen. Träume dir so mit schönen Vorstellungen die Zeit unsrer Trennung hinweg. Alles, was Mag Piccolomini sagt, möge, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für mich gelten, alles, was Thekla sagt, soll, wenn es eine Ähnlichkeit hat, für dich gelten.“ Auch die Schwester Ulrike erhält den „Wallenstein“ als Geschenk, dessen Inhalt nicht gelesen, sondern gelernt werden soll. „Ich bin begierig, schreibt er dabei, ob Wallenstein den Carlos bei dir verdrängen wird. Ich bin unentschieden.“ Auch verdient bemerkt zu werden, daß Kleist sich gern mit Schillerschen Helden in Vergleich

*) Biedermann heftet an diese Worte den Zweifel, ob überhaupt das Gedicht von Kleist selbst herrühre. Mit Unrecht. Das Gedicht atmet Heinrichs Geist, es ist von seiner Hand geschrieben und mit seiner Unterschrift, S. K., versehen. Was Auffallendes in der Äußerung liegt, ist auf Rechnung von Kleists Individualität zu setzen.

setzt. In dem Bemühen, die Schwester über den unerklärlichen Zweck seiner Reise zu beruhigen, schreibt er an sie: „Elisabeth ehrte die Zwecke Posa's, auch ohne sie zu kennen.“ Und gegen die Braut äußert er einmal: „Würde wohl etwas Großes auf der Erde geschehen, wenn es nicht Menschen gäbe, denen ein hohes Bild vor der Seele steht, das sie sich anzueignen bestreben? Posa würde seinen Freund nicht gerettet haben und Max nicht in die schwedischen Haufen geritten sein.“ Noch muß bemerkt werden, daß Heinrich bei seiner Abreise „Schreibereien“ zurückläßt, die er vor den Augen der Tante Massow bewahrt wissen will. Diese Tante, welche seit dem Tode von Heinrichs Mutter der Haushaltung der Kleistschen Familie vorstand, scheint die heftigste Gegnerin von Heinrichs dichterischen Neigungen gewesen zu sein. Die Papiere, die Kleist ihren Blicken entzogen zu sehen wünscht, enthielten sicherlich seine poetischen Jugendversuche. Wir dürfen annehmen, daß sich unter diesen Dichtungen auch dramatische Entwürfe befanden, denn wir haben sein thätiges Interesse für das Drama schon festgestellt, und er verhehlt es nie, daß Schiller und Shakespeare seine großen Vorbilder sind.

So sehen wir, daß Kleist, schaffend und genießend, ringsum von poetischen Interessen umdrängt ist. Diesen Interessen, im Verein mit seiner Liebe, eine dauernde Heimstätte bei sich zu bereiten, darauf war stets sein Wunsch und sein Wille gerichtet. Aber welchen Weg er einschlagen sollte, um sowohl Wilhelmine als Gattin heimführen zu können, als auch der vollen Freiheit dichterischen Schaffens sich zu erfreuen, das war die große Frage, über die er nicht hinaus kam. Einmal wünscht er nach Frankreich zu gehen, um dort Kantische Philosophie zu lehren und Unterricht im Deutschen zu geben; dann erinnert er Wilhelmine daran, daß ihm die Finanzlaufbahn noch offen stehe; ein drittesmal gedenkt er eines akademischen Lehramts. Kein Plan aber hat ihm jemals näher gestanden als der, ein Landmann zu werden, kein andrer Plan hat jemals eine so feste Gestalt bei ihm gewonnen; dieser Gedanke bildet auch den realen Ausgangspunkt der Würzburger Reise.

Ein Jahr später, am 10. Oktober 1801, schreibt Heinrich von Paris aus an Wilhelmine: „Ich fühle mich von Tage zu Tage immer heiterer und heiterer, und hoffe, daß endlich die Natur auch mir einmal das Maß von Glück zumessen wird, das sie allen ihren Wesen schuldig ist. Auf welchem Wege ich es suchen soll, darüber bin ich freilich noch nicht recht einig, obgleich sich mein Herz fast überwiegend immer zu einem neigt. . . . Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht, vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußern, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein konventionelles Verhältnis der Welt

zu passen. . . . Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich ratsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urteile hinwegsetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen bescheert wäre, das mich und dich empfinde! Du wirst mich wegen dieser Abhängigkeit von dem Urteile anderer schwach nennen, und ich muß dir darin Recht geben, so unangenehm mir das Gefühl auch ist. Ich selbst habe freilich durch einige seltsame Schritte die Erwartung der Menschen gereizt. Was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern? Und warum soll ich denn gerade ihre Erwartung erfüllen? Das ist mir zur Last! . . . Nahrungszorgen für mich allein sind es doch nicht eigentlich, die mich so sehr ängstigen, denn wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, so könnte ich mehr, als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherschreiben für Geld — o nichts davon! Ich habe mir in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet; aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Lied seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, feierlich aufbewahre bei dem Scheine der Lampe. Also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen. . . . Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Notwendigkeit führen. . . . Was meinst du, Wilhelmine, ich habe noch etwas von meinem Vermögen, wenig zwar, doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite?“ Und nun setzt er, in diesem und in den beiden folgenden Briefen, der Braut auseinander, wie er sich den Plan denkt. Diese Briefe sind, abgesehen von dem Abschiedsbriefe, die letzten, welche Kleist an seine Braut geschrieben hat. Wir wissen, daß er in dem ersten Briefe an Wilhelmine die Ökonomie als die „große Kunst“ bezeichnet hatte, die ihm, wenn er sie sich aneignen könnte, gestatten würde, als ein freier Mensch seinem „höchsten Zwecke“ und seiner Liebe zu leben. So sehen wir, daß der Gedanke Kleists, in der Landwirtschaft den nährenden und doch nicht beengenden Beruf zu finden, während der ganzen Dauer der Verlobung ihm nahe gestanden hat.

Ein stiller ländlicher Wohnsitz, fernab vom Weltgetriebe, war immer Kleists Ideal. Schon die Verse des Fünfzehnjährigen gelten dem Lobe des Alleinseins in der Natur. Der idyllischen Laube im Zengerschen Garten in Frankfurt a. D., wo er mit der Braut und deren Schwestern schöne Stunden verlebt hat, bewahrt Heinrich stets ein liebendes Angedenken. Gegen das Leben in einer Großstadt hegt er entschiedene Abneigung. „Je öfter ich Berlin sehe — schreibt er an die Braut —, je gewisser wird es mir, daß diese Stadt, sowie alle Residenzen und Hauptstädte, kein eigentlicher Aufenthalt für die Liebe ist. Die Menge von Erscheinungen stört das Herz in seinen Genüssen, man gewöhnt sich endlich, in ein so vielfaches, eitles Interesse einzugreifen, und verliert am Ende sein wahres aus den Augen.“ Mehrmals spricht Kleist während der

Fahrt nach Würzburg die Sehnsucht aus, in einem kleinen Hause, fern von dem Sitze der Menschen, wohnen zu dürfen. Nach seiner Reise durch den Plauenschen Grund, Anfang September 1800, schreibt er an Wilhelmine: „Da hängt an dem Einschnitte des Thales, zwischen Felsen und Strom, ein Haus, eng und einfältig gebaut, wie für einen Weisen. Der hintere Felsen giebt dem Örtchen Sicherheit, Schatten winken ihm die überhängenden Zweige zu, Kühle führt ihm die Welle der Weißeritz entgegen. Eng, sagte ich, wäre das Häuschen? Ja freilich, für Assembleen und Redouten. Aber für zwei Menschen und die Liebe weit genug, weit hinlänglich genug.“ Und in demselben Briefe heißt es: „In dem reizenden Thale von Tharandt war ich unbeschreiblich bewegt. Ich wünschte recht mit Innigkeit, dich bei mir zu sehen. Solche Thäler, eng und heimlich, sind das wahre Vaterland der Liebe.“ Diesen Ton schlägt Kleist noch öfters an.

Die Vorliebe unsers Dichters für das Leben in der Natur liegt tief in seinem Wesen; wenn er aber diese Neigung zu dem Plane, Landmann zu werden, zuspitzt, so werden wir an seinen Widerwillen gegen den Eintritt in ein Amt, dessen schaffenslähmenden Einfluß er fürchtete, uns zu erinnern und darin den Ursprung jenes Planes zu suchen haben. Seine „irdische Bestimmung“ zu erfüllen, seinem „höchsten Zweck“ zu entsprechen, sein „wahres Interesse“ nicht aus den Augen zu verlieren, war ja Kleists immer und immer wieder beteuerte Sorge; und daß er seine „irdische Bestimmung“ schon frühzeitig als eine poetische Sendung auffaßte ist, wie mir scheint, nicht zu bezweifeln.

Daß der Dichter auf der Würzburger Reise in bestimmter Weise den Plan hegte, Landwirt zu werden, geht aus einer Briefstelle hervor. Sein Begleiter auf dieser Reise war der mecklenburgische Edelmann von Brokes, der treueste, uneigennützigste Freund und vielleicht der aufrichtigste Bewunderer, den Kleist je besessen hat. Brokes, dem sich Kleist vor Beginn der Reise ganz anvertraute, war auf dessen Bitten sogleich bereit, ihn bei der Ausführung seines Vorhabens zu unterstützen. Die bewußte Briefstelle in dem Schreiben aus Würzburg vom 20. September 1800 aber lautet: „Ob ich gleich im ganzen die Kosten der Reise nicht gescheut habe, ja selbst zehnmal so viel und noch mehr ihrem Zwecke geopfert haben würde, so suchen wir doch im einzelnen unsre Absicht so wohlfeil als möglich zu erkaufen. Indessen, ob wir gleich beide die Absicht haben, zu sparen, so verstehen wir es doch eigentlich nicht, weder Brokes noch ich. Dazu gehört ein ewiges Abwiegen des Vorteils, eine ewige Aufmerksamkeit auf das geprägte Metall, die jungen Leuten mit warmem Blute meistens fehlt; besonders wenn sie auf Reisen das große Gepräge der Natur vor sich sehen. Indessen jede Keinigheit, zu sehr verachtet, rächt sich, und daher bin ich doch fest entschlossen, mich an eine größere Aufmerksamkeit auf das Geld zu gewöhnen. Recht herzlich lieb ist es mir, an dir ein ordnungsliebendes Mädchen gefunden zu haben, das auch diese kleine Aufmerksamkeit nicht scheut. Wir beide wollen

uns darin teilen. Rechnungen sind doch in einer größern Ökonomie notwendig. Im großen muß sie der Mann führen, im kleinen die Frau.“ Deutlicher als hier, hat sich Kleist während seines Aufenthaltes in Würzburg niemals ausgesprochen. Mit der eben angeführten Stelle verdient eine Äußerung, die er nach Beendigung der Reise thut, verglichen zu werden. „Es ist wahr — schreibt er am 13. November —, wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsre Hütte umgrenzen wird, und mich in dieser Hütte und dich und die Wissenschaft, und weiter nichts — o dann sind mir alle Ehrenstellen und alle Reichthümer verächtlich, dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen, als die Erfüllung dieses Wunsches.“ Kleist scheint mit der Absicht auf die Reise gegangen zu sein, ein Landgut käuflich zu erwerben — so ließe es sich am einfachsten erklären, warum er sich zwar stark genug fühlte, „den hohen Zweck zu entwerfen, aber zu schwach, um ihn allein auszuführen“; so fände die Äußerung ihre befriedigende Erklärung, wonach er das Geld, welches er von seiner Schwester Ulrike erbat, „nicht zu den Reisekosten, sondern zu dem eigentlichen Zwecke seiner Reise“ brauchte. Nicht minder wäre durch diese Annahme erklärt, warum Kleist das geheimnisvolle Verschweigen des Reisezweckes für nötig hielt. Jedermann würde den Plan für den unsinnigsten gehalten und ihn aufs äußerste bekämpft haben. Diesem Streite wollte der Dichter ausweichen, indem er mit der Thatsache des Gutskaufs alle Erörterungen und Widersprüche zu unterdrücken hoffen konnte. Woran Kleists Plan gescheitert ist, läßt sich nicht sagen.

Ist nun dargethan, daß Kleist keineswegs „zu gleichgiltigen Geschäften“ auf die Würzburger Reise ausgezogen ist, so muß ferner gezeigt werden, daß auch die Annahme Brahms von der großen geistigen Entdeckung, die Kleist in Würzburg gemacht haben soll, in nichts zerfließt. „Nach einem Leiden von dreiundzwanzig Jahren — schreibt Brahms — fühlt er sich zum erstenmale glücklich; und die Änderung wurd an einem Tage in Würzburg herbeigeführt, den er „den wichtigsten Tag seines Lebens“ nennt. Nur auf die Erkenntnis seines (Dichter-) Berufes, die sich mit der Plötzlichkeit innerer Entscheidungen vollzogen haben mag, kann das gehen, nicht auf den ursprünglichen Zweck der Reise, welcher sich, wie aus seinen Briefen, so aus seinem Denken lange verloren hatte.“ Sehen wir uns die Kleistsche Briefstelle, die Brahms im Auge hat, etwas näher an. Sie findet sich in dem Schreiben an Wilhelmine vom 16. November 1800. Kleist will der Braut klar machen, warum er mit seiner ehemaligen Lehrerin, der Wissenschaft, gebrochen hat und nunmehr als die trefflichste Lehrmeisterin des Geistes die Natur betrachtet. Als ein Beispiel, wie viel man von der Natur, wenn man sie nur verstehe, lernen könne, erzählt er folgendes: „Ich ging an jenem Abend vor dem wichtigsten Tage meines Lebens in Würzburg spazieren. Als die Sonne herabsank, war es mir, als ob mein Glück unterginge. Mich schauerte, wenn ich dachte, daß ich vielleicht

von allem scheiden müßte, von allem, was mir teuer ist. Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Thor sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine mit einmal einstürzen wollen — und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn alles mich sinken läßt.“

Der Wortlaut dieser Stelle lehrt, daß es sich dem Dichter darin nicht um die Entdeckung einer ihm bisher unbekanntem Geiteseigenschaft handelt, sondern daß er gerade umgekehrt einem möglichen Verluste bangend gegenübersteht: er fürchtet, seinem liebsten geistigen Besitze (denn auf das Geistige bezieht sich die Stelle zweifellos) entsagen zu müssen. Was soll das heißen, wenn wir mit Brahm annehmen wollen, Kleist habe sich an jenem Tage zum erstenmale in seinem Leben als Dichter gefühlt? Ich wüßte darauf keine Antwort und muß versuchen, mir die Sache anders zu deuten. Kleist war auf die Reise gegangen, um endlich eine Entscheidung über seine künftige Lebensstellung zu treffen. Sein eigener Wunsch war der, ein Landgut zu bewirtschaften, weil er darin den einfachsten Weg sah, die Bedürfnisse des Lebens und seines Geistes zugleich zu befriedigen. Wilhelmine und deren Angehörige wünschten dringend, daß er ein Amt annehme, weshalb er sich dazu bequeme, von dem preussischen Finanzminister gewisse Aufträge entgegenzunehmen. Diese Verbindlichkeit war ihm aber nicht nur sehr lästig (er scheint ihr überhaupt nicht nachgekommen zu sein), sondern er rang auch mit dem Entschlusse, den Gedanken an eine amtliche Stellung ein für allemal los zu werden. Auf die Entscheidung in dem Streite zwischen seinen Herzenswünschen und den „Forderungen der Vernunft“ bezieht sich jene Brieffstelle, nicht auf die Entdeckung des Dichterberufes, welche eher in die Knabenzeit zurückzulegen, als in die Mannesjahre hinauszurücken ist. Sehen wir zu, wie die merkwürdigen Worte in ihre tiefsten Beziehungen zu Heinrichs Entschlüssen aufzulösen sind.

Während Kleist bei einem Abendspaziergange in Würzburg den Sonnenuntergang beobachtet, denkt er an seines Lebens Sonne, die Dichtkunst, und empfindet mit Schauern, wie finster und öde sein Leben sich gestalten würde, wenn ihm diese Sonne untergehen sollte. (Wir erkennen hier die Rückwirkung von dem Scheitern seines Planes auf die Stimmung des Dichters.) Der Eintritt in ein Amt aber ist ihm gleichbedeutend mit dieser gefürchteten Verdunkelung seines Daseins. In ernstes Nachdenken versunken, kehrt er zur Stadt zurück, und indem er seine Augen zu dem Gewölbe eines Thorbogens erhebt, sagt er sich: So wie diese Steine, ohne äußere Stütze, nur durch ihr eignes festes Zusammenschließen sich vor dem Einsturze bewahren, so ist es auch mit deinen Wünschen: nimm einen heraus, und das ganze Gebäude stürzt in Trümmer. Der „entscheidende Augenblick“ ist derjenige, in dem er die Be-

ruhigung gewinnt, daß sein Glück feststehen werde, weil alle Wünsche, auf deren Erfüllung das Gebäude ruhen soll, eins mit einander sind. Sie bilden ein unzerreißbares Ganze, und selbst das Glück der Liebe erscheint ihm nur dann erstrebenswert, wenn ihm zugleich, als Schlußstein seiner Wünsche, die Freiheit des dichterischen Schaffens gewährleistet wird. Das Leben in einem Amte ist ihm der Dichtung Tod, und da ihm ohne die Dichtung das Leben nicht lebenswert erscheint, so ergiebt sich für ihn der Entschluß des Verzichtens auf ein Amt wie mit innerer Notwendigkeit. Trotz dem Mißgeschicke, das ihm die Hoffnung auf den glücklichen Erfolg seines Unternehmens entrisen hat, beschließt er, gehorsam dem nie schlafenden Drange, Dichter zu sein und nur Dichter — und den Tag dieses Entschlusses nennt er den „wichtigsten seines Lebens.“

Erfüllt von dichterischen Interessen sahen wir Kleist auf die Reise ziehen, wir sahen ihn beherrscht von dem einen Gedanken, der über seinem Leben leitend schwebte, wie der Stern, der den Weisen aus dem Morgenlande auf ihrem Wege zur Krippe des Messias leuchtete, aber noch sahen wir ihn den heißesten Wunsch in die Tiefe seines Herzens verschließen. Nun, da er zurückkehrt, hören wir ihn mutig bekennen, was bisher kein Ohr vernommen hatte. „Ich will kein Amt nehmen — schreibt er nach seiner Heimkehr an die Braut —, ein eigner Zweck steht mir vor Augen, nach ihm werde ich handeln müssen. Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen (das Wort Bildung müssen wir im weitesten Sinne fassen). O wie würde ich den Orden und die Reichthümer und den ganzen Bettel der großen Welt erwünschen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Bestimmung so unwiederbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnsucht trocknes Brot wünschen und mit ihm Liebe, Bildung und Freiheit. . . Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten meine ich. Da stünde mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen. . . Ich bin sehr fest entschlossen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschloffen. Shakespeare war ein Pferdejunge, und jetzt ist er die Bewunderung der Nachwelt.“ Mit einer solchen Siegesgewißheit hatte er noch nie auf seine dichterischen Fähigkeiten gepocht, mit einer solchen Festigkeit noch nie seine künftige Bahn sich vorgezeichnet. Dieses Selbstbewußtsein war die allerwichtigste Errungenschaft des Aufenthaltes in Würzburg; Kleist hatte in dieser Stadt das Gebiet der Poesie nicht etwa zum erstenmale betreten oder gar, wie Brahm meint, zum erstenmale einen Blick in dasselbe gethan; er hatte sich vielmehr auf einem längst von ihm betretenen Gebiete mit raschen Schritten vorwärts bewegt. Die Muse war ihm in Würzburg absonderlich hold gewesen.

So erklärt sich auch das mächtige Glücksgefühl, das ihn in Würzburg emporhebt und das sich nur mit demjenigen vergleichen läßt, welches ihn ergreift,

da er, zwei Jahre später, der Vollendung des „Robert Guiscard“ nahe zu sein glaubt. Er spricht zu der Braut in einem Tone, der von einem gewaltigeren dichterischen Selbstgefühl geschwellt ist, als je zuvor oder hernach. „Wilhelmine! — lesen wir in dem Briefe vom 19. September —, bin ich dir nichts mehr wert? Achtest du mich nicht mehr? Hast du sie schon verdammt, diese Reise, deren Zweck du noch nicht kennst? Kehre um, liebes Mädchen! Hast du dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest du, in kurzem, herüberblicken mit Wehmut und Trauer zu mir, von dem du dich losgerissen hast, gerade da er deiner Liebe am würdigsten war? Wie würdest du dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor deinen Augen, geschmückt mit den Lorberren meiner That? Noch weißt du nicht ganz, wen du mit deinen Armen umstrickst — aber bald, bald! Und dein Herz wird dir beben, wenn du in meins blicken wirst, das verspreche ich dir! Hast du noch nie die Sonne aufgehen sehen über einer Gegend, zu welcher du gekommen warst im Dunkel der Nacht? Ich aber habe es. Es war vor drei Jahren im Harze. Ich erstieg um Mitternacht den Stufenberg hinter Gernerode. Da stand ich, schauernd, unter den Nachtgestalten, wie zwischen Leichensteinen, und kalt wehte mich die Nacht an, wie ein Geist, und öde schien mir der Berg, wie ein Kirchhof. Aber ich irrte nur, so lange die Finsternis über mich waltete. Denn als die Sonne hinter den Bergen hinaufstieg, und ihr Licht ausgoß über die freundlichen Fluren, und ihre Strahlen senkte in die grünenden Thäler, und ihren Schimmer heftete um die Häupter der Berge, und ihre Farben malte an die Blätter der Blumen und an die Blüten der Bäume — ja, da hob sich das Herz mir unter dem Busen, denn da sah ich, und hörte, und fühlte, und empfand nun mit allen meinen Sinnen, daß ich ein Paradies vor mir hatte. Etwas ähnliches verspreche ich dir, wenn die Sonne aufgehen wird über deinen unbegreiflichen Freund.“

Es leidet keinen Zweifel, daß diese im stolzesten Hochgefühl gesprochenen Worte einer Stimmung seliger Befriedigung über die im tiefsten Innern sich geltend machende Dichtergewalt entsprungen sind. Zum Teil scheint das Glücksgefühl des Dichters auch darauf zu beruhen, daß zunächst das reale Unternehmen seiner Reise eine überraschend günstige Wendung nahm. „Sei vergnügt — schreibt er —, denn jetzt darf dir der Erfolg meines Unternehmens keine Sorge mehr machen. Lebe wohl und freue dich auf den nächsten Brief, denn wenn nicht alles mich täuscht, so — —.“ Welche Ereignisse zwischen diesen und den nächsten uns erhaltenen Brief, der eine ganz andre Stimmung des Schreibers kundgibt, getreten sein mögen, ist leider nicht ersichtlich. Vielleicht läßt sich aus den folgenden, einige Zeit später geschriebenen Worten ein Schluß ziehen: „Wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsre Hütte umgrenzen wird, . . . dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen als die Er-

fällung dieses Wunsches, und als müßte ich unverzüglich („unverzüglich“ ist unterstrichen) an seine Erreichung schreiten. Aber die Vernunft muß doch auch mitsprechen.“ Die Vernunft war es denn wohl auch, welche ihm sagte, daß es thöricht von ihm wäre, bei den damaligen wankenden politischen Verhältnissen ein größeres Landgut erwerben zu wollen. Kurz, während er noch am 23. September mit Zuversicht auf den Erfolg seines Unternehmens rechnet, will er am 10. Oktober ein Vergehen gegen Wilhelmine durch „die teuersten Opfer“ wieder gut machen und sich eine mehrjährige Prüfungszeit auferlegen. Die Mußstunden dieser Jahre gedenkt er mit einem Werke auszufüllen, worin er die Gattin, die ihn „jetzt glücklich machen kann,“ beschreiben will; und er giebt schon eine Probe davon, wie wir uns den Inhalt dieses Werkes auszumalen haben. „D lege den Gedanken — so lesen wir in dem erwähnten Briefe — wie einen diamantnen Schild um deine Brust: ich bin zu einer Mutter geboren! Verachte alle die niedern Zwecke des Lebens. Liebe Wilhelmine, ich will nicht, daß du aufhören sollst, dich zu putzen, oder in frohe Gesellschaften zu gehen, oder zu tanzen; aber ich möchte deiner Seele nur den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden giebt, als die uns aus dem Spiegel oder aus dem Tanzsaale entgegenlächeln. Das Gefühl, im Innern schön zu sein, und das Bild, das uns der Spiegel des Bewußtseins in der Stunde der Einsamkeit zurückwirft, das sind Genüsse, die allein unsre heiße Sehnsucht nach Glück ganz stillen können.“ Wir sehen, er war darauf aus, Wilhelmine immer mehr nach seinem Bilde zu gestalten, sie an dem zurückgezogenen ländlichen Leben, wie er es sich wünschte, Geschmack finden zu lehren. Kleist selbst zweifelte auch jetzt noch nicht an der Ausführbarkeit seines Planes, die einzige ernstlich von ihm erwogene Schwierigkeit war die, Wilhelminens Zustimmung zu erlangen. Am 10. Oktober 1800 schreibt er: „Mein Geburtstag ist heute, und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die heute dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck deiner Hand, der mir alle diese Wünsche mit einemale mitteilt. Ja, sie werden erfüllt werden alle diese Wünsche, sei davon überzeugt, ich bin es. Wenn uns ein König ein Ordensband wünscht, heißt das nicht, es uns versprechen? Er selbst hat die Erfüllung seines Wunsches in seiner Hand — du auch, liebes Mädchen. Alles, was ich Glück nenne, kann nur von deiner Hand mir kommen, und wenn du mir dieses Glück wünschest, ja dann kann ich wohl ganz ruhig in die Zukunft blicken, dann wird es mir gewiß zu Teil werden.“

Es wurde ihm niemals zu Teil, dies Glück, dem sein sehnsuchtsvolles Streben galt. Nach der Rückkehr von Würzburg werden wieder neue Pläne erwogen, aber keiner findet die Zustimmung beider Teile, keiner scheint auch nur über die unbestimmtesten Umrisse hinaus gediehen zu sein. So viel wechselnde Pläne wir aber auch bei Kleist auftauchen und wieder verschwinden sehen — sein tiefster Wunsch blieb immer derselbe. „Ach Wilhelmine, schenkte mir der Himmel ein grünes Haus!“ ruft er einmal; „wer erfüllt eigentlich getreuer seine Bestimmung

nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann?" lesen wir ein andermal; „ist mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen und will ich einen größern Preis, als Freiheit, ein eignes Haus und dich?“ lautet eine dritte Stelle.

Zahrelang also hatte Kleist den Plan, Landwirt zu werden, mit sich getragen und denselben, wie viel auch gegen ihn sprechen mochte, stets als die einzig mögliche Lösung für das Drama seines Lebens gehalten. Es ist daher erklärlich, wie erschütternd es auf ihn wirken mußte, daß Wilhelmine seinen Vorschlag, als er ihn endlich in dem oben erwähnten Pariser Briefe vom 10. Oktober 1801 in feste Worte kleidete, mit entschiednem Nein beantwortete. Als Heinrich dieser Weigerung sein Beharren entgegensetzte, war er sich bewußt, sein schönstes Glück von sich zu stoßen, denn das stand fest bei ihm, daß entweder Wilhelmine oder keine sein Herz beglücken würde. Der Dämon seines Ehrgeizes ließ ihn nicht zaudern, den Besitz Wilhelminens aufzuopfern gegen die Jagd nach dem höchsten Ruhmeskranze. Daß der Dichter über den Menschen so vollständig den Sieg davontragen konnte — einen Sieg, der beiden, sowohl dem Dichter als dem Menschen, das innerste Lebensmark entzog —, dies ist das wahrhaft Unbegreifliche in Kleists Leben. Ähnliche Kämpfe, wie er sie bis zu diesem Punkte durchgekämpft hatte, sind fast jedem großen ringenden Geiste beschieden, jetzt hat er sich von dem Menschlichen losgesagt und wandelt Bahnen, die zum Verderben führen müssen. Es ist ewig beklagenswert, daß kein Weg gefunden wurde, auf dem Kleist für immer an der Seite Wilhelminens hätte wandern können. Niemand kann sagen, ob Kleist, wenn ihn die Hand der Liebe aus den Stürmen seines eignen Herzens zu retten vermocht hätte, nicht ein anderer Shakespeare geworden wäre. Über die hohe dramatische Begabung Kleists herrscht nur eine Stimme, und wie viel er an rein dichterischer Kraft besaß, zeigen die ernstesten Szenen des „Amphitryon“ und das Trauerspiel „Penthesilea“, ein Stück, in dessen Sprache göttliches Feuer und dämonische Glut der Leidenschaft zu einem Niesenbrande zusammenzüngeln.

Die Lösung des Verlöbnißes und was unmittelbar vorausgeht und nachfolgt, fällt nicht mehr in den Rahmen dieses Aufsatzes. Meine Aufgabe war nur der Nachweis, daß nicht erst in Würzburg das Dichterleben Kleists begonnen, daß vielmehr die Entwicklung unsers Dichters, wie eigenartig immer, von seiner Jugend an in geradem, bewußtem Vorstreben stattgefunden hat.

Einige Worte über Kleists „Robert Guiscard“, das nie vollendete Idealwerk, welches die verhängnisvollste Rolle im Leben des Dichters gespielt hat, mögen diesen Aufsatz beschließen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Plan dieses Werkes schon vor und während der Würzburger Reise des Dichters leitend war. Der Gedanke Kleists, mit seinem „Guiscard“ es allen Meistern der dramatischen Dichtkunst zuvorzuthun, muß jenen jugendlichen Jahren entstammen, wo das Vertrauen auf die eigne Kraft noch gleich dem Glauben ist, der Berge versetzt. In Würzburg hat der Dichter, so scheint es, aus dem

Gedanken die ersten befriedigenden Thaten hervortreiben sehen. Offenbar hatte er damals bereits goldne Früchte seines Dichtergenies geerntet, sonst hätte er den folgenschweren Entschluß, kein Amt anzunehmen, dem „eigenen Zweck“ zu leben, nicht fassen können. Was in Würzburg dem Dichtenden zufiel, befriedigte ihn in so hohem Maße, daß er an Ulrike die Worte richten durfte: „Jetzt erst öffnet sich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück.“ Und dieser Ausdruck weist wieder auf den „Robert Guiscard“ hin, denn es ist wohl kein Zufall, daß Kleist zwei Jahre später, wo er vor der Vollendung seines Meisterwerks zu stehen glaubt, mit Anwendung desselben Wortes an Ulrike schreibt: „In kurzem werde ich dir viel Frohes zu schreiben haben, denn ich nähere mich allem Erdenglück.“ Die „Familie Schroppenstein,“ Kleists erstes vollendetes Drama, ist offenbar nicht das erste in seinem Geist empfangene. Als er an der größern Aufgabe des „Robert Guiscard“ für den Augenblick verzweifelte, da wandte er sich mißmutig jener Kleinern zu, die denn auch ganz den Eindruck macht, als habe der Dichter ihr nur einen Teil seiner Kraft gewidmet, die größere Hälfte für den „Guiscard“ zurückhaltend, zu welchem immer seine Gedanken aufwärts schweiften. Damit steht ganz im Einklange die geringe Liebe des Dichters der „Schroppensteiner“ für dieses Kind seiner Muse; er achtet es gleich einem seiner unwürdigen Bastard und rühmt sich weit besseren Könnens.

Um schließlich zu zeigen, daß gerade das uns erhaltene Guiscard-Fragment sehr wohl aus der Würzburger Zeit stammen kann, setze ich eine Stelle des Fragments zur Vergleichung mit dem Anfange des Gedichts „An Wilhelmine“ hierher. Das oben auszugsweise mitgeteilte Gedicht (in der Hempelschen Ausgabe steht es S. 11 des fünften Teils), welches wahrscheinlich kurz vor dem Antritt der Würzburger Reise verfaßt worden ist, beginnt:

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen.

Genau dasselbe Bild, welches das Glück als Pflanze, den Grund, worauf es wächst, als Acker schildert, findet sich im sechsten Auftritte des Guiscard-Fragments, wo der Greis zu Abälard, dem Neffen Robert Guiscard's, sagt:

Nun jeder Segen schüttele, der in Wolken
Die Tugenden umschwebt, sich auf dich nieder
Und ziehe deines Glückes Pflanze groß!
Das, was der Grund vermag, auf dem sie steht,
Das, zweifle nicht, o Herr, das wird geschehn!
Doch eines Düngers, mißlichen Geschlechts,
Bedarf es nicht, vergieb, um sie zu treiben;
Der Acker, wenn es sein kann, bleibe rein!

Eine Ähnlichkeit beider Stellen in Bezug auf Gedanken und Stil ist unverkennbar. Nach alledem kann angenommen werden, daß zu derselben Zeit, wo

Heinrich von Kleist nach Brahm die Entdeckung seines Dichterberufes gemacht haben soll, er in Wahrheit schon die Anfänge des „Guiscard“ hinter sich hatte also bereits mit kühner Hand nach dem Kranze der Unsterblichkeit griff.



Als der Großvater die Großmutter nahm.



So lautet der Titel eines vor kurzem in zweiter (vermehrter und verbesserter) Auflage bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienenen „Liederbuches für altmodische Leute,“ dessen Sammler und Herausgeber der Leipziger Stadtbibliothekar Dr. G. Wustmann ist. Das schön und eigentümlich ausgestattete Buch hat sich bereits in seiner ersten Auflage in vielen Familien heimisch gemacht. Es hat schon vorm Jahre auf dem Weihnachtstische so manches Hauses unterm Tannengezweig hervorgelugt und die würdige Hausfrau zu einem fröhlichen Lachen gestimmt, es hat sich auf dem Geburtstagstische der Tante, auf dem Nächstischen der Schwester sitzsam einzuführen gewußt, und es hat auch auf dem Schreibtische des ernstesten Vaters ein bescheidenes Eckchen erobert. So wird es auch fürder, im Zickzack oder sprungweise oder wie es gerade paßt, seinen Weg gehen. Das „Liederbuch“ enthält 388 Gedichte, Erzählungen, Lieder und Opernummern, die seit etwa einhundertfünfzig Jahren eine kürzere oder längere Zeit Lieblinge, Hausfreunde, Vertraute des Volkes gewesen sind — wie wenn es so anheimelnd in der alten Chronik des Städtchens Limburg im Nassauischen immer und immer wieder lautet: „In diesem Jahre aber sang man und pfiß man folgendes Lied,“ oder wie es in derselben Chronik nach dem großen Sterben von 1348 heißt: „Da machten sich die Leute neue Kleider und sangen neue Lieder.“ Dann ist das Buch also wohl ein Volksliederbuch (wie es schon viele giebt) oder — nichts für ungut — eine Sammlung von Gassenhauern, wie: Mutter, der Mann mit dem Coaks ist da? Bewahre! Nicht ein Volksliederbuch im engeren Sinne ist es, obgleich man von einzelnen der aufgenommenen Lieder die Verfasser nicht mehr kennt, und obgleich im Grunde alle zu Volksliedern geworden sind, noch weniger ein Gassenhauer- oder Bänkelsängerliederbuch, sondern eine ehrsame Sammlung von Kunstdichtungen (bekannter und unbekannter Dichter), die nach und nach mit Volksliednimbus umkleidet in Fleisch und Blut des Volkskörpers übergegangen sind, wie: Als ich noch im Flügelkleide — An einem Fluß, der rauschend schoß — Arm und klein ist meine Hütte — Ausgelitten hast du, ausgerungen — Blühe, liebes Weilchen — Der liebe Sonntag kömmt heran — Die Welt ist nichts als ein Orchester — Eine faule Grille sang — Eine kleine Biene flog — Eines Abends, mal sehr späte — Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee — Ein milchweiß Mäuschen war einmal — Es schiffte ein